

betraff) konsolidiert habe. Gleichzeitig, und das ist wohl eine der spannendsten Erkenntnisse der Studie, lassen sich in der ostdeutschen Scheidungspraxis fortlaufende Prägungen auch bis in die frühen 2000er Jahre (und eventuell auch darüber hinaus?) nachzeichnen. Gleichzeitig sei das Scheidungsrecht auch einer der wenigen Bereiche, in denen die neuen Bundesländer nach der DDR nicht einfach die westdeutsche Praxis zu übernehmen hatten, sondern das ostdeutsche Modell gesamtdeutsch geltend wurde. Das Alleinverdiener-Modell, auf dem das bundesrepublikanische Scheidungsrecht noch fußte, entsprach nicht mehr den Ansprüchen einer zunehmend gleichberechtigten Gesellschaft, in der auch die Ehefrauen einer bezahlten Arbeit nachgingen.

Das Buch überzeugt gerade in seiner Verbindung aus Rechtsgeschichte mit kultur- und gesellschaftshistorischen Fragestellungen. Schröter gelingt es überzeugend, die Notlagen ihrer ProtagonistInnen darzustellen – so in den Fällen, in denen eine Scheidung schon allein deshalb schwierig war, weil kein Wohnraum für den oder die ausziehende PartnerIn gefunden werden konnte. Dabei zeigt die Autorin auch, dass sie einen Sinn für das vielsagende Detail hat – zum Beispiel wenn sie sich genauer anschaut, was die materiellen Überreste einer gescheiterten Beziehung sind, über die im Anschluss gestritten wird. Gerade aus diesen Detailstudien ließe sich eine spannende Konsumgeschichte der Transformationszeit in Ostdeutschland schreiben, machen sie doch deutlich, was von den AkteurInnen jeweils als besonders wertvoll angesehen wurde.

Insbesondere wird in der Arbeit deutlich, wie in den 1990er Jahren zunehmend formale Kriterien zur Scheidung zugelassen wurden. Während eigentlich schon in der DDR formal das Zerrüttungsprinzip gegolten hatte, verlangte die Scheidungspraxis dennoch häufig, dass die AkteurInnen vor Gericht ihre Ehegeschichte ausbreiteten und bewerten ließen. Das änderte sich nach 1990 auch praktisch: Es genügte die Voraussetzung, ein

Jahr »von Tisch und Bett« getrennt zu sein, um die Scheidung durchsetzen zu können.

Gleichzeitig zeigten sozialwissenschaftliche Statistiken bis weit in die 2000er Jahre hinein eine höhere Scheidungsbereitschaft in den neuen Bundesländern. Was kulturkritisch als (negative) Folge für die Unterminierung von Familienwerten durch 40 Jahre Staatssozialismus interpretiert werden konnte, zeigte gleichzeitig aber auch den durchaus selbstbewussten Umgang der ehemaligen DDR-BürgerInnen mit ihren eigenen Lebensentwürfen, die eben auch Wandel in den Familienstrukturen als zunehmend selbstverständliches Recht beinhalteten.

Schröter legt so eine spannende Arbeit zu einer spannenden Zeit vor, deren Analyse vollkommen überzeugt, deren Gegenstand und Methode (trotz kleiner Einschränkungen) klug gewählt sind und die so einen Beitrag zu unterschiedlichen Themenfeldern (Geschlechtergeschichte, Rechtsgeschichte, Sozialgeschichte) der späten DDR sowie der frühen wiedervereinigten Bundesrepublik liefern kann. Ein rigideres Lektorat hätte allerdings sicher die Lesefreude noch steigern können; Paraphrasen ausgiebig zitierter Quellenausschnitte tragen zum Verständnis nichts bei, hier wären Kürzungen wünschenswert gewesen.

JONATHAN VOGES (HANNOVER)

Foreign Models in the Commemoration of Atrocities

Misha Gabowitsch (Hg.), Replicating Atonement. Foreign Models in the Commemoration of Atrocities, Cham (Palgrave Macmillan) 2017, 353 S., 125 €

Die Tendenz von Regierungen und politischen Gruppen, sich für vergangene Verbrechen öffentlich zu entschuldigen, hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen und ist bereits vielerorts Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Was aber bis jetzt fehlte, war eine umfassende

Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit solche Gesten und Praktiken aus einem gesellschaftspolitischen Kontext auch die Entwicklung von Erinnerungskulturen in anderen Räumen beeinflussen. Einen wichtigen Anstoß zu diesem Thema liefert nun der vorliegende Sammelband. Nach der Einleitung des Herausgebers umfasst das Buch zehn Länder-Studien (zwei zur Türkei, zwei zum postjugoslawischen Raum sowie jeweils einen Text zu Argentinien, Ruanda, Kanada, Sowjetunion/Russland, Japan und Libanon) und zwei persönliche Erfahrungstexte, die vor allem gesellschaftspolitische Erinnerungsdiskussionen aus den 1990er Jahren bis heute behandeln, teilweise auch aus den Jahrzehnten vor 1989.

Alle Texte verbindet eine zentrale Fragestellung: Welche Rolle spielen Modelle der Vergangenheitsarbeit aus anderen Ländern und Kontexten für die Diskussionen über Verbrechen in der eigenen Geschichte? Es geht dabei um Modelle, die nicht einer Verherrlichung der eigenen Vergangenheit oder dem Schweigen über Verbrechen das Wort reden, sondern einem kritischen, selbstkritischen Zugang zu Verbrechen. Der Begriff *atonement* im Titel, wörtlich übersetzt »Sühne« oder »Buße«, dient dabei als Sammelbegriff für Politiken der Erinnerung, die eben nicht für eine Leugnung von Verbrechen stehen, sondern dabei Verschiedenes umfassen können, beispielsweise öffentliche Entschuldigungen, Wiedergutmachungsmaßnahmen, juristische Verfahren und/oder Versöhnungsgesten.

Die Frage, wie Erfahrungen von *atonement* aus einem gesellschaftspolitischen Kontext in einem anderen diskutiert und aufgegriffen werden, ist deswegen so relevant, weil sich auch Erinnerungspolitik in einer zunehmend vernetzten, globalisierten Welt entwickelt. Was das vorliegende Buch dabei vor allem lesenswert macht, ist, dass es sich mit diesem Thema der Übertragbarkeit von Modellen in seiner ganzen Komplexität auseinandersetzt, dabei mehrere wichtige Fragen aufwirft und gleichzeitig zeigt, wie

unterschiedlich diese beantwortet werden können. Dabei handelt es sich unter anderem um folgende Fragen:

Welche *atonement*-Modelle befinden sich im Umlauf und werden als attraktiv empfunden? Viele Texte beschäftigen sich mit dem Modell der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung. Aber das Buch thematisiert immer wieder auch die globale Holocaust-Erinnerung sowie den globalen *Transitional-Justice*-Diskurs mit seinem Fokus auf Wahrheits- und Versöhnungskommissionen – also zwei Diskurse, die sich in den letzten 20 Jahren stark entwickelt haben und eng mit einem universellen Menschenrechtsdiskurs verbunden sind. Dabei zeigt das Buch auch, dass es manchmal eine parallele Präsenz, gar Konkurrenz von Modellen gibt. Dies wird beispielsweise im Text von Jacqueline Niesser über eine erinnerungspolitische Koalition von Nichtregierungsorganisationen im postjugoslawischen Raum deutlich, die sich zwar rhetorisch sehr stark auf die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung bezieht, sich aber in der konkreten Praxis eher bei Instrumenten der globalen *Transitional-Justice*-Schule bedient.

Wer sind die TrägerInnen dieser Diskussionen, ob und wie ausländische Modelle übertragen werden sollen? Neben RezipientInnen, EmpfängerInnen (Intellektuelle, Nichtregierungsorganisationen, Regierungen) und Exporteuren (staatliche wie nicht-staatliche Akteure, zum Beispiel die Bundesregierung oder die International Holocaust Remembrance Alliance) solcher Modelle spielen auch transnationale Akteure eine wichtige Rolle, die Export und Import miteinander verbinden: In dem Beitrag von Ayhan Kaya über Diskussionen zum deutschen Erinnerungsmodell in der Türkei wird die Mittler-Rolle deutsch-türkischer Intellektueller und auch von Büros deutscher politischer Stiftungen in der Türkei unterstrichen. Mitunter ist die Rolle von Drittländern unverkennbar: In ihrer Fallstudie über Japan zeigt Franziska Seraphim, dass es nicht so sehr Organisationen und Personen aus

Deutschland sind, die die deutsche Vergangenheitsarbeit Japan gegenüber als Vorbild preisen, sondern solche aus den USA, China und auch Korea. Der Sammelband verdeutlicht auch, dass die Interaktion zwischen lokalen und internationalen Protagonisten sehr unterschiedlich verlaufen kann – mal konfliktuell, mal konvergent – und dass die Rolle der verschiedenen Protagonisten nicht immer gleich bedeutend ist: Im Fall der Truth and Reconciliation Commission zu kanadischen UreinwohnerInnen zeigt David B. MacDonald, dass es weniger internationale Organisationen waren, die sich aktiv mit Ratschlägen zu Wort meldeten, sondern vielmehr Gruppen und Institutionen innerhalb Kanadas, die einen Bezug zum globalen Holocaust-Diskurs herstellten und dessen Terminologie übernahmen.

Wie stark beeinflusst die Diskussion über internationale Modelle lokale Erinnerungskulturen? Viele der AutorInnen zeigen sich hier skeptisch, in mehrfacher Hinsicht. Manchmal werden die ausländischen Modelle kaum aufgegriffen, wie Mischa Gabowitsch im Hinblick auf Russland zeigt. Manchmal werden sie zwar aufgegriffen, aber ihr Einfluss auf die lokale Erinnerungskultur bleibt sehr beschränkt, wie Sune Haugbolle in seinem Beitrag über den Libanon verdeutlicht. Und manchmal beeinflussen Modelle die lokale Erinnerungskultur, aber in einem sehr problematischen Sinne. So zeigen Malgorzata Wosinska (über Ruanda) und Ralph Buchenhorst (über Argentinien), wie stark in beiden Fällen ein globaler Holocaust-Erinnerungs-Diskurs im öffentlichen Raum präsent ist und die Erinnerung an die Verbrechen vor Ort beeinflusst. Dies führe zugleich dazu, dass Spezifika der eigenen Verbrechen verwässert oder ignoriert werden und lokal gewachsene Erinnerungspraktiken nicht zur Geltung kommen.

Insgesamt erscheint in vielen Beiträgen der Einfluss internationaler Modelle als sehr ambivalent. Einerseits werden damit oftmals lokale, regierungskritische Erinnerungsakteure gestärkt. Andererseits fühlen sich genau

dadurch nationalistische Akteure beflügelt, die jeglichen Bezug auf andere Erinnerungskulturen als ausländische Einmischung zu diskreditieren versuchen. Das Buch zeigt dabei auch die große Bandbreite möglicher Rezeptionsformen internationaler Modelle. Das geht von der kritiklosen Idealisierung bis zur prinzipiellen Ablehnung, von der kreativen Aneignung bis zur Instrumentalisierung für innen- und außenpolitische Zwecke. Für letzteres ist die Fallstudie zu Kroatien und Serbien bezeichnend. Lea David zeigt darin, wie die nationalen Eliten in beiden Ländern den globalen Holocaust-Diskurs übernommen haben und mit Veranstaltungen zum Holocaust-Gedenken der internationalen Gemeinschaft zeigen wollen, dass sie sich ihren geschichtspolitischen Erwartungen anpassen. Gleichzeitig aber gebe es unter diesem Deckmantel auch Bestrebungen, lokale faschistische Bewegungen aus dem zweiten Weltkrieg zu rehabilitieren.

Daraus ergibt sich die Frage, wie hilfreich denn ausländische Modelle sind, wenn es darum geht, eine eigene selbstkritische Erinnerungskultur zu entwickeln? Das Buch zeigt auf, dass diese Modell-Diskussionen manchmal unproduktiv, mitunter auch kontraproduktiv sein können, allerdings auch hilfreich. Das hängt sehr davon ab, wie diese Diskussion geführt wird. In seiner Einleitung unterscheidet Mischa Gabowitsch verschiedene idealtypische Gebrauchsweisen und kommt auf der Basis aller Fallstudien zu folgendem Schluss: Die Diskussion um ausländische Modelle könne nur hilfreich sein, wenn es sich um einen kreativen Aneignungsprozess handelt, der lokale Besonderheiten berücksichtigt – und damit tritt das Buch auch einer Politik des *One model fits it all* entschieden entgegen.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch um eine spannende und stimulierende Lektüre – ein Sammelband mit einer klaren übergreifenden Fragestellung, die von unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wird. Dies geschieht anhand verschiedener Fallstudien, die in der Einleitung sehr gut

miteinander in Bezug gesetzt und in die größere Fragestellung eingebettet werden. Zum Abschluss noch zwei kritische Anmerkungen, die den Gesamtwert des Buchs nicht in Frage stellen, sondern als Anregung für die weitere Diskussion zu verstehen sind.

Erster Kritikpunkt: Das Buch heißt zwar nicht »Exporting«, sondern »Replicating atonement« – der Fokus liegt mithin auf den Ländern, in denen die Modelle rezipiert werden, und nicht auf den Personengruppen, die ein Modell exportieren. Aber fast in jedem Artikel wird deutlich, dass diese Diskussionen im Zusammenspiel zwischen diesen verschiedenen Protagonisten erfolgen. Die Repräsentanten oder Exporteure der ausländischen Modelle werden immer wieder genannt, zum Beispiel politische Stiftungen, das Goethe Institut oder die Europäische Union. Problematisch ist dabei, dass diese im Endeffekt sehr schemenhaft, blass und manchmal sogar etwas karikaturhaft bleiben. Sie werden entweder als blauäugig-naiv (völlig unkritisch gegenüber dem von ihnen vertretenen Modell) oder als arrogant dargestellt, als würde es ihnen vor allem darum gehen, ihre moralische Überlegenheit unter Beweis stellen zu wollen. Hier wäre meines Erachtens aber eine stärkere Differenzierung notwendig. Freilich gibt es die arroganten BesserwiserInnen, aber eben nicht nur sie – aus eigener Erfahrung kenne ich VertreterInnen deutscher oder internationaler Organisationen, die zum Beispiel die deutsche Erinnerungskultur nicht vorbehaltlos loben, sondern versuchen, auch das Problematische im eigenen »Modell« in den Vordergrund zu stellen.

Das zeigen übrigens auch die beiden Reflexionstexte am Ende des Sammelbands, die auch deswegen eine sinnvolle Ergänzung zu den vorherigen Fallstudien darstellen. In ihrem Beitrag beschreibt die Politikwissenschaftlerin Anja Mihr ihren Lebensweg von den 1970er Jahren bis heute, als Deutsche in einem internationalen Kontext, und wie sich dabei ihre Position geändert hat. Sie fasst dies unter dem Titel »From Guilty Ge-

neration to Expert Generation?« zusammen. Früher sei ihre Identität als Deutsche mit Verbrechen in Verbindung gebracht worden, und heute mit der erfolgreichen Aufarbeitung von Verbrechen. Sie werde damit heute immer wieder als Repräsentantin dieses deutschen Modells wahrgenommen, auch wenn sie das gar nicht wolle. In ihrem Text wird auch ihr Unbehagen mit dieser Rolle deutlich, ihre Fragen und Zweifel, auch ihre Bescheidenheit, wenn sie auf dieses Thema angesprochen wird. Und Susan Neiman, als Amerikanerin in Deutschland lebend, schreibt in ihrem persönlichen Erfahrungstext, wie gerade das Problematische in der deutschen Erinnerungskultur für Andere interessant sein kann. Sie zitiert zum Beispiel den Leiter des Hauses der Wannsee-Konferenz, der über seine Erfahrung mit internationalen Besuchergruppen explizit betont: »It is precisely Germany's difficulties in working off the past that are helpful for others.«

Ein zweiter Kritikpunkt: Das Buch sammelt Fallstudien aus mehreren Kontinenten und will somit auch einem gewissen Eurozentrismus entgegenreten. Gleichzeitig reflektiert es aber auch einen gewissen Eurozentrismus – denn die »foreign models«, um die es hier geht, sind eigentlich nur europäische beziehungsweise westliche Erinnerungsmodelle. Dazu gehören nicht nur die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung, sondern auch die Holocaust-Erinnerung und die globalen *Transitional-Justice*-Theorien, die beide sehr stark durch europäische und US-amerikanische Organisationen geprägt wurden und werden (auch wenn sie viele Personen und Gruppen aus anderen Kontinenten umfassen und sich auf deren Erfahrungen beziehen). Zwar tauchen außereuropäische Praktiken – wie die Truth and Reconciliation Commissions im afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Raum – in verschiedenen Fallstudien des Buches auf, werden dann als solche aber nicht vertiefend behandelt. Es wäre sicherlich sinnvoll gewesen, verstärkt etwa auf die südafrikanischen Truth and Reconciliation

Commissions einzugehen und zu untersuchen, wie sehr dieses Modell Diskussionen in anderen Ländern beeinflusst hat. Und dies könnte mit einer weitergehenden Frage verbunden werden: Was können wir, in Europa oder der westlichen Welt, von Erfahrungen lernen, die andere gemacht haben – und inwieweit sind wir bereit, solche Erfahrungen aufzugreifen, um uns und unsere Erinnerungskulturen kritisch zu hinterfragen?

NICOLAS MOLL (SARAJEVO)

I44